Zeitschrift: Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen
Band: - (1950)

Artikel: Vom Bodensee zum Genfersee
Autor: Müller, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-947837

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vom Bodensee zum Genfersee

Von Max Müller

Wenn wir nach nächtlicher Ankunft am Morgen durch das Hotelfenster auf den Bahnhofplatz blicken, wo die Autos und Fußgänger lautlos wie Phantome dahingleiten, erhebt sich der Rosenberg vor uns als ein übereinander geschichteter Bilderbogen, gleich einer kubistischen Malerei. Villen und Wohnhäuser der verschiedenen Bauepochen steigen steil aus den Gärten und Baumwipfeln, von den langgestreckten Backsteinfassaden der Rosenbergstraße zu den Renaissancevillen auf beiden Seiten des Hanges bis zum ehemaligen Konzerthaus und dem Schlössli. Es sind die Epochen unserer Jugendjahre und Kindheitserinnerungen, die sich hier in engem Rahmen abzeichnen, ihre seltsame Anziehungskraft jedesmal aufs Neue ausübend.

Die vertrauten Straßen des Industriequartiers und der Innenstadt, durch die man zur Schule ging und mittags in der Flut der Geschäftsmädchen und Büroangestellten zurücklegte, halten gelebte Vergangenheit fest und bevölkern sich mit längst verblichenen Gestalten.

Die Vadianstraße, das Gewerbemuseum, der Unionplatz, aufgehend im Dienste der damals blühenden, nach Amerika gerichteten Stickereiindustrie und St.Gallen den lieblichen Namen der «Brokat-Stadt» eintragend (wie ihn ein Roman Victor Hardungs festgehalten), die Multergasse mit den altbürgerlichen Kaufläden und dem «Schiff», wo die Erinnerung an manch geselliges Fest, an manchen politischen Vortrag auflebt, die Marktgasse mit ihren Erkerhäusern am Scheggen und dem wuchtigen Standbild des

großen Bürgermeisters, dem am Errichtungstage Eduard Scherrer eine so stolze Rede hielt.

Hier der alte Museumsaal, dort das Theater, aus dem sanktgallischer Opfersinn und Schöngeist eine Stätte der klassischen Muse gemacht, wo begabte Schauspieler uns zu den großen Dichterwerken begeisterten. Die Handelsstadt war nicht eigentlich Dichterboden, im rauhen Hochtal der Steinach wurde man nicht zur Beschaulichkeit und poetischen Träumerei erzogen. Der nüchterne, tatkräftige St.Galler liebte die Gelehrten, nicht die Schwarmgeister, das hielten schon die Benediktiner so. Kein Gottfried Keller ist in unsern Mauern geboren, und wenn Erinnerungsmale an zwei große Dichter von den Höhen der Stadt ins Land blicken, an Scheffel, den Dichter des «Ekkehard», von der Berneck, die Schillerlinde vom Freudenberg, so gelten sie der süddeutschen Verbundenheit. Ein Goethewort ziert Ernst Goetzingers Büste. –

Wir stehen vor der ernsten Fassade des Kantonsschulgebäudes, das die wertvollsten unserer Jugendjahre in sich schließt. Da steigen die Schatten eines Dierauer, eines Lüning, eines «Philo» auf und all der andern Professoren, die mit strenger oder weniger strenger Miene uns vom Katheder goldene Wissenschaft gelehrt. Ein Huttenwort aus dem Munde Dierauers[1], ein Kunstbekenntnis Lünings, ein Studentenappell Karl Bürkes klingen uns im Ohr, als seien sie gestern gesprochen.

Wenn wir dann zusammensitzen unter alten Klassengenossen, so wird vieles lebendig. Denn die Gymnasialjahre sind wesentlich für unser späteres Schaffen und Werden. Alles Entscheidende unserer Persönlichkeit lag in ihnen eingeschlossen. Ein geheimnisvoller Reiz geht von jener Zeit aus. Die Ideen, die den Grund zu unserer Weltan-

[1] Den Dritten bring ich jedem auf der Welt, der sich und seinen Becher wacker hält.

schauung und Lebensauffassung gelegt, sie gaben uns die Antwort noch nach Jahrzehnten in den großen Problemen, vor die uns der Weltlauf oder unser eigenes Schicksal gestellt. Es wäre nicht schwer, die Prinzipien zu nennen, die für unsere intellektualistische Generation zu Anfang des Jahrhunderts Geltung gehabt, die in der Vernunft, der Wahrheit, dem Glauben an den Fortschritt gipfelten. Wir haben uns mit Stolz einen studiosus humaniorum genannt und unsere Visitenkarte damit geziert. Wir hatten die Würde der menschlichen Person als etwas Selbstverständliches betrachtet und nicht nötig gehabt, daß man sie aus der Christenlehre besonders begründe, der kategorische Imperativ genügte. Wir begeisterten uns an großen Männern, die die Wissenschaft bereicherten oder an der Spitze ihrer Nationen standen. Aber wir konnten sie uns nicht denken ohne geistige Überlegenheit, ohne sittliche Größe.

Wir kannten kein anderes Völkerideal als den Frieden und wünschten den freiheitlichen und politischen Ausgleich der Mächte in den Regeln des Rechts und der internationalen Verständigung. Wir waren, wenn wir nach Lindau oder Konstanz fuhren, beim Anblick der Kasernen und der Uniformen wie von einer, uns wesensfremden, drohenden Macht beeindruckt, wir lasen Berta von Suttners «Die Waffen nieder!» und Norman Angells «Great Illusion».

Das hinderte uns nicht, mit Leidenschaft Kadetten zu zu sein. Wir erblickten darin eine Übung zur Disziplin und zum männlichen Auftreten, wenn jeweilen im Klosterhof das Bataillon ausgerichtet stand und sich im Kommando die jugendlichen Stimmen festigten.

Es gab damals noch keine Sportvereinigungen unter der heranwachsenden Jugend und die Begegnung mit den Mädchen war vom Schulbetrieb nicht begünstigt, so daß

wir in Illusionen und Unkenntnis des weiblichen Charakters an die Universitäten und in die fremden Großstädte gingen.

Es war der Bodensee, der uns in die Weite lenkte, so wie es das Meer bei den Küstenbewohnern tut, mit dem er Ähnlichkeit hat. Keinen schönern Blick gibt es, als den von der Stadt nach dem See. Er legte dem St.Galler die Sehnsucht nach fremden Ländern und Völkern in die Seele, wie er den Wagemut unserer Handelsherren geweckt. Mit seinen angrenzenden Königreichen und Fürstentümern, die man ohne Paß betreten konnte, vermittelte er im jährlichen Schulreislein unsern Primarschülern den Begriff des Auslandes, was kein schweizerischer Binnensee tut. Später, nachdem die Matura bestanden war, bildete es für die künftigen Juristen, Mediziner, Philologen, Ingenieure eine mächtige Lockung, ein Semester an den großen Geistesstätten des wilhelminischen Deutschland zu verbringen, in Leipzig, Berlin, München, von denen jeweilen die «alten Herren» unserer Studentenverbindungen am Stammtisch erzählt hatten. Gelehrte von Weltruf dozierten von den Kathedern eine untadelige Wissenschaft, imponierten durch ihre überlegene Persönlichkeit, ein Erich Schmidt, ein Schmoller, ein Binding, ein Harnack, ein Wölfflin, der als schweizerischer Kunstwissenschafter das Auditorium Maximum der Friedr.-Wilhelm-Universität in Berlin zu füllen vermochte. Das damalige Deutschland der Wissenschaft gab sich international, und Kaiser Wilhelm II. in Person bestallte den ersten amerikanischen Austauschprofessor.

Aber der Schweizer Student, der auf die Politik hörte – und viele taten es im Akademikerdünkel zu wenig – wurde sich auf die Dauer seiner Isolierung bewußt und hatte Eile, seine peregrinatio academica an einer einheimischen Hochschule, in Zürich oder Bern, im ernstgeregelten Studiengange abzuschließen. Auch hier gab es hervorragende Ge-

lehrte schweizerischer Prägung, die wir am vaterländisch wissenschaftlichen Werke bewunderten, einen Eugen Huber, einen August Egger am neuen schweizerischen Zivilgesetzbuch, einen Max Huber als mutigen Vorkämpfer des internationalen Schiedsgedankens, einen Oechsli als Kommentator des Bundesstaates von 1848.

Die schweizerische Demokratie erschloß sich uns im Lichte der staatsrechtlichen und historischen Studien in ihrer wahren Größe und Permanenz, und mit Genugtuung sahen wir unter den bedeutenden Köpfen des eidgenössischen Parlaments sanktgallische Politiker und Redner, wie die Hoffmann, Forrer, Scherrer, Wild, Curti, hervorragen. An ein Gespräch mit Robert Forrer, dem idealistischen Führer der Liberalen, erinnern wir uns, wie er voll Sympathie auf die Gestalt des jungen Aristide Briand hinwies, der in der benachbarten Republik das Werk der Versöhnung nach dem Trennungsgesetz von Staat und Kirche genial durchgeführt.

Es war die westliche Zivilisation, die wir durch den Aufenthalt in Frankreich kennen lernten und die für den Deutschschweizer – nicht nur für den Akademiker – zwingend sein sollte, macht sie ihn doch zum Verständnis der kulturellen Eigenart unserer welschen Miteidgenossen und damit für gesamtschweizerisches Denken erst fähig.

Individualismus und Freiheitsbegriff dem Staate gegenüber, Toleranz und Menschlichkeit, Demokratie und Vernunft, sie strahlten in einem monarchisch regierten Europa vorwiegend von dem Lande aus, das vor hundertfünfzig Jahren die Aufklärung in die Welt gebracht und die Menschenrechte verkündet hatte.

Das Frankreich der Ideen aber war 1914 im Begriffe, über dem Deutschland der Technik vergessen und hintangesetzt zu werden. Die französische Provinz mit ihren ererbten Tugenden der Arbeitstüchtigkeit, des Sparsinnes,

der Mäßigung und des nationalen Verteidigungswillens schien dem Schweizervolke nicht mehr so vertraut, wie sie es früheren Generationen gewesen war, und es bedurfte der Marne und Verduns, um der Welt ihren Heroismus zu beweisen. Damals an sichtbarem Posten unser bescheiden Teil zum französisch-schweizerischen Verstehen beitragen zu dürfen, war das Vorrecht des Journalisten.

Zwei Kriege, zwei neuerungsreiche Nachkriegsepochen mit ihren literarischen, künstlerischen, sozialen, wirtschaftlichen, politischen Umwertungen sind über dieses Land hinweggegangen, deren Zeuge wir als Zeitgenossen geworden sind, ohne daß wir am Wesen Frankreichs zu zweifeln das Recht hätten. Ein Aufstieg zeichnet sich wieder ab, junge Generationen, deren Tendenzen uns fremd anmuten mögen, kommen zu Wort, um eines Tages wieder ihren Nachfolgern Platz zu machen. Ewiges Frankreich!

☆

Heute begrenzt der Genfersee unsern Drang in die Welt. Wir sind glücklich, in der welschen Kulturgemeinschaft mit Frankreich viele uns unentbehrlich gewordenen Werte intakt wieder zu finden. Aber der Léman ist nicht der Bodensee, ein zur Weite einladendes Meer. Von Gebirgen umschlossen, im Halbkreis der Rochers-de-Naye, der Dent du Midi, des Grammont, gleicht er dem tiefblauen Bassin eines Alpsees; den zerklüfteten First der Savoyerberge auf der Südseite spiegelnd, die lieblichen Buchten und Halbinseln auf dem schweizerischen Ufer, ladet er zur Beschaulichkeit und Selbstbetrachtung ein. Die unübertreffliche Schönheit des Blicks läßt keinen Wunsch nach anderwärts mehr aufkommen. Hier findet die Seele Ruhe und Distanz, hier läßt sie Gedanken und Vergleiche rückwärts schweifen. In Blonay, vor der stolzen Burg des Mittelalters,

von wo einst die Kreuzritter ausgezogen sind, oder in Glion im Schatten des noch viel weitere Zeiträume weisenden Steinhammers der Jaman, läßt sich die Kürze eines Menschenlebens mit vollendeter Philosophie überblicken. Was sind sechzig Jahre – auch wenn man sie selbst gelebt hat – anders als ein wechselndes Auf und Nieder der Völker, lärmend verkündete Staatsdoktrinen – diese neuzeitlichen Glaubensstreitigkeiten – sich gleich bleibende Leidenschaften der Menschen, verwegenes Spiel der Ambitionen der Staatsmänner, elementares Gesetz des Streites der Interessen!

Für einen Sinn der Weltgeschichte recht wenig.

Aber unbenommen bleibt es uns, den Sinn des Einzellebens, die Bestimmung des Mannes in einem höhern geistigen Prinzip, in der Treue gegen sich selbst, in einem mit dem Mitgefühl und der Liebe gepaarten Intellektualismus zu suchen. Die Schönheit des Genfersees ist dazu da, daß wir an unserm Erdenwallen und Gottes Güte nicht verzweifeln.